

Abend-



Zeitung.

Neun und zwanzigster Jahrgang.

14.

Sonnabend, am 1. Februar 1845.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Mein Grab.

Wenn sie kommen und mich graben,
Liebe Freunde, in mein Grab hinein,
Will nicht schöne Blumen haben,
Goldschrift nicht und kalten Stein.

Nur recht tief laßt mich begraben,
Hört Ihr? Nur recht tief hinein:
Tief, da soll man Ruhe haben,
Und ich möcht' mal ruhig sein! —

Scherenberg.

Paul Benecke.

Novelle von Zacharias Mohr.

(Schluß.)

Mit ihrem vierzehnten Jahre hatte Karoline in ihrer Mutter ihre innigste Freundin verloren, der sie jedes kleine Geheimniß anzuvertrauen gewohnt gewesen. Unter den ihr zugefallenen Sorgen für das Hauswesen und der Tröstung ihres Vaters, den jener Schlag sehr hart getroffen, entwickelte sich Karolinens Herz und Verstand selbständig aus, stählte sich ihr Charakter. Von früh an fern gehalten von jedem verderblichen Einfluß, nie angehaucht von der Luft des Bösen, entwickelten sich die Principien edler, feinscher Weiblichkeit durch den Lauf der ungehemmten Natur und den Umgang mit einem wackern, alten Geistlichen zu schönster Blüthe in Karolinen.

Als auch der ihr gestorben und ihr außer der Sorge für das Hauswesen und ihre Armen Nichts blieb, als ihre Blumen, führte sie auf einem Balle, den ein ehrfamer Rath den Söhnen und Töchtern der Stadt gab, ein günstiges Geschick mit Paul Benecke zusammen. Die keimende, bald mächtige Liebe, die, da Keiner in falscher Verblendung sich dem Andern zu verbergen suchte, bald gegenseitiges Geständniß hervorrief, schützte Karoline vor jener starren Schroffheit, jenem unliebenswürdigen Verständigthun, das man nur zu leicht an Mädchen bemerkt, die Hausfrauen geworden, ehe sie Gattinnen und Mütter wurden. An Paul hing ihre ganze Seele, mit tausend Fädchen war sie an ihn gekettet. Aber eben weil jene Fädchen aus dem Gespinnste der zartesten Nerven, der edelsten Neigungen des Herzens gewoben waren, zerriß jener unheilvolle Brief, jener fürchterliche Auftritt im Garten sie alle mit einem Male, und wie die durchschnittene Ader zurückschnellt und in die innern Theile weicht, so verbargen sich jene im innersten Herzen, blutend und zuckend. Dem bittern Schmerze über gebrochene Treue und um verhöhnzte Liebe wäre Karoline ohne Zweifel erlegen; das Gefühl geknickter Ehre — denn ihre Sittsamkeit war stadtkundig gewesen und in dieselbe hatte sie ihren ganzen Stolz gesetzt — riß sie wieder empor. Die Nachricht, daß in der Stadt von ihr gesprochen, ihre Keuschheit in Zweifel gezogen werde, bewog sie, Gumpelried ihre Hand zu reichen und Paul durch jenes Schreiben für immer von sich zu stoßen. In dem Augenblicke, da ihr Gumpelried in gehässigen Farben zuerst das über sie in Umlauf gebrachte Gerücht mittheilte und in feinen Anspielungen auf Paul als den Urheber desselben hinwies, da haßte sie ihn, da wandte in edler Verachtung ihr ganzes Herz sich von ihm. Mit einem Gefühle, dessen Mutter die Nachsucht gewesen, ging sie stolz zum Altare; es freuete sie, öffentlich zeigen zu können, daß ihre Ehre unangetastet, daß die Bewahrung ihres Rufes den Sieg über die Liebe davongetragen. Als aber Paul an ihrer Seite erschien, bleich, mit trockenem, tief betrübtem Auge, als in gebeugter und doch edler Haltung er neben ihr stand, als endlich die auffallende Zurückgabe jenes Ringes

erfolgte, da hörte sie trotz der Härte und des Hohnes, mit dem er die Worte ausstieß, das unendliche Leiden der Seele aus seiner Stimme heraus, und zum ersten Male durchblitzte sie der Gedanke, ob sie nicht vielleicht getäuscht, nicht etwa Gegenstand eines frevelvollen Spieles geworden sei. Allein zur Besinnung aus ihrer Ohnmacht erwacht, schien ihr ein Rückschritt nicht mehr möglich, fürchtete sie, wenn sie jetzt nur einen Augenblick noch wanke, ihren guten Leumund auf immer zu verlieren. Daher sprach sie fest, ja trozig ihr „Ja“; aber heimgekehrt überwältigte sie der Gedanke, nun nicht mehr zurücktreten zu können, mit Gumpelried auf immer verbunden zu sein, Paul auf ewig verloren zu haben. Jedes Gut erscheint uns schöner und begehrenswerther, wenn wir es aufgegeben; erst das Verlorne weiß der Mensch zu schätzen, und im Buche des Lebens sieht er nur an den bereits gelesenen und noch übrigen Blättern Gold kleben, selten an denen, die er eben in den Händen hat. Karoline hatte für Gumpelried sonst nichts gefühlt. Früher hatten ihr seine Eitelkeit und seine dünnen Beine zum Spotte gedient; mehr herangewachsen, hatte sie sich der kindischen Ungezogenheit geschämt, war ihm als dem treuen Diener ihres Vaters mit Achtung begegnet. Was es bedeute, an ihn für das Leben gekettet zu sein und Paul für immer verloren zu haben, wurde ihr erst klar, als es zu spät zum Zurücktreten war. Des Sterblichen Geist umnebeln die Leidenschaften; erst im Augenblicke der begangnen That fällt die schwarze Binde von seinem Auge, und durch Herzklopfen spricht das Gewissen zu ihm. Das ist die höhere Erkenntniß, die die Schlange der Eva verhieß vor dem Sündenfalle, daß der Mensch erst seine Sünde erkenne, wenn er sie begangen. —

8.

Die Arme auf die Kniee gestützt und in den Händen das Haupt, dessen Haare lang herabfielen, verborgen, saß der Kapitän eines kleinen,

aber zierlich und stark gebauten Segelschiffes in seiner Kajüte.

„Zwei Jahre sind's heute . . . will denn die Wunde nie heilen!“ murmelte er leise für sich hin. „So wenig Mann bist Du, Paul, der Du als unbedingter Herr eines Kutters hier über vierzig bis fünfzig Mann gebietest! Schäme Dich, schäme Dich, armer Freund! Wie manche Zähre hat nicht dies unermessliche Meer schon aufgeschluckt, wie manchen Reichthum verschlungen, dessen Herz ehedem feurig pochte, dessen Seele glühte, dessen Leidenschaften flammten. Sie Alle sind ruhig geworden. Auch für Dich wird eine Stunde der Ruhe kommen! Baue auf Gott!“

„Und ist's denn so gar schwer, ein Weib zu vergessen, so ganz unmöglich, sich von eines Weibes Liebe loszureißen!“ fuhr er fort. „Fröhlich, fröhlich! Vor Dir liegt die weite Bahn des Ruhmes und das große Feld der Ehre. Sechszwanzig Jahre alt und schon Kapitän eines so schönen, stolzen Schiffes! Junger Mensch, bedenke Dein Glück!“ Und der Unglückliche lachte hell auf. „Seit an Deiner Seite Kapitän und Leutnant fielen in jenem mörderischen Kampfe gegen den dänischen Kaper, und Deiner Tollkühnheit der Sieg gelang, seit Dich dafür ein ehrsammer Rath von Lübeck zum Kapitän dieses Kutters ernannt, he, Paul, was hast Du denn seitdem gethan, um das Vertrauen jener ehrsammen Herren zu rechtfertigen? Deffne die Augen und schaue nach Kampf aus, statt hier zu träumen und einem elenden Weibe, das Dich betrog, nachzuhängen! Fluch den Weibern! Sie locken und blenden, und lassen den Fisch zappeln an der Angel, bis er langsam sich zu Tode geblutet! O süßer Tod, wann wirst Du auch mich abrufen?“

„Herr Kapitän, die Schildwacht im Mastkorbe hat ein Segel gemeldet!“

„Gut, gut, ich komme!“

Paul strich die Haare aus der Stirn, griff nach dem Fernglase und stieg auf's Deck.

„Kameraden,“ sagte er, nachdem er lange durch sein Glas aufmerksam das fremde Segel betrachtet, „das ist ein Schiff von der größten Form und, ich denke, vom schwersten Kaliber. Wir sind von ihm bemerkt, und es steuert be-

reits auf uns los. Wahrscheinlich ist's also eine Freibeuterfregatte. Kameraden, wir können ihm nicht mehr entfliehen, selbst wenn wir wollten und alle Segel beisetzen; außerdem sind wir hieher geschickt, Jagd zu machen auf die Kaper und nicht vor ihnen zu fliehen. Die Pflicht ruft! Wer will sich derselben feige entziehen? Keiner von uns! Die Kühnen unterstützen das Glück, oft haben Wenige Großes ausgerichtet. Hißt die roth und weiße Lübecker Fahne auf mit dem goldenen Löwen im weißen Felde, daß jene sehen, gegen wen sie zu streiten haben. Laßt den Löwen dem Feinde die Branken in die Weichen schlagen! Sei Jeder ein ganzer Mann, und unser ist der Sieg! Die Beute muß ungeheuer sein, nach der Größe des Schiffes zu urtheilen, höher noch wird unser Ruhm werden und lauter unser Lob erschallen, wenn wir in die Vaterstadt heimkehren!“

„Es lebe der Kapitän!“ rief im Chor die Mannschaft.

„Jeder an seinen Posten und horche des Befehls!“

Schweigend näherten sich die Schiffe. Stolz schwellte der Wind die zahllosen Segel der fremden Fregatte, deren Deck mit Menschen bedeckt war. Schon konnte man deutlich seine Flagge erkennen. Es war die der freien Republik Holland, mit der die Lübecker in gutem Vernehmen standen. Aber plötzlich sank sie, und ein kleines, schwarzes Wimpel wurde emporgezogen. Zugleich donnerte ein gewaltiger Schuß und eine Kugel sauste über das Deck der Lübecker. Diese säumten nicht zu antworten. Bald verhüllten dichte Rauchwolken den Fortschritt des Kampfes.

„Kameraden,“ donnerte Paul's Stimme, „wir sind in diesem Kampfe die Schwächern, aber wir leiden zuviel. Hier giebt's nur eine Hülfe, Cuern Muth, Eure Kraft. Entert, und Mann stehe gegen Mann. Mit Euch ist die gute Sache und Gott! Mit Euch also der Sieg!“

„Hurrah! Hurrah!“ jubelte die Mannschaft. Bald lagen beide Schiffe Bord an Bord. Den Degen im Munde, in jeder Hand ein Pistol, sprang Paul der Erste auf das feindliche Fahrzeug; ein furchtbarer Kampf begann, aber Gott stärkte die Seinen. Das kleine Häuflein kühner

Lübecker warf die mordlustigen Engländer, wüthete schrecklich in ihren Reihen. Von Paul durch den Hals gestochen, sank der Freibeuterkapitän, und bald flehte die Equipage um Gnade.

Als der Kampf auf dem Deck beendet, und während die Sieger beschäftigt, die Gefangenen zu binden und in ihr kleines Fahrzeug in Gewahrsam zu bringen, stieg Paul die Treppe zu den Kajüten hinab; der angstvolle Hülsruf einer weiblichen Stimme traf sein Ohr. Mit dem Fuße die Thüre aufstoßend, gewahrte er einen Greis in seinem Blute am Boden, um den ein Weib beschäftigt, ein anderes, verschleiert und besser gekleidet, lehnte in der Ecke des Gemaches, mit einer Eisenstange einen fluchenden Matrosen abwehrend.

„Rettet mich, rettet mich!“ schrie die Gequälte.

„Rettet Euch selbst!“ brüllte der Matrose, sich umwendend, wild seine rothen Haare schüttelnd und mit den Zähnen fletschend. Zugleich erhob er ein Pistol und zielte auf Paul. Mit einer geschickten Wendung rannte dieser seinen Degen durch des Matrosen erhobenen Arm, daß derselbe fest an der eichenen Wand der Kajüte angeheftet stand. Der Schuß ging hoch über Paul's Kopf weg.

„Ein Segel am Horizont!“ tönte der Schildwacht Stimme und die Pfeife des Hochbootsmanns schrillte über das Deck. Paul rief zwei Matrosen und den Schiffswundarzt und übergab ihnen den Gefangenen und die Frauen wie den Verwundeten, dann stieg er eiligst aufs Verdeck. Angstvoll starrten Aller Augen nach der Gegend, in der das fremde Schiff gesehen worden, denn Alle waren ermattet von dem schweren Kampfe und fürchteten, einen neuen Kampf nicht bestehen zu können.

„Kinder,“ sagte der Kapitän, sein Glas niederlegend, „das ist ein abgetakeltes Wrack. Sollte es das Schiff sein, das vor zwei Tagen die Kaper in dieser Gegend geplündert haben, wie der Kutter, der an uns heute Morgen vorbeifuhr, berichtete? Die Frauenzimmer und der alte Herr sind offenbar Gefangene, vielleicht jenes Schiffes!“

„Setzt die große Schaluppe aus. Zwölf der Frischesten mögen mich begleiten, wir wollen

selbst sehen. Euch, Leutnant Helmkampf, übergebe ich die Leitung des Schiffes bis zu meiner Zurückkunft. Habt vor Allem Acht auf meine Gefangenen in der Kajüte!“

9.

Je mehr sich die Schaluppe dem von der Fregatte aus bemerkten Segel näherte, um so deutlicher erkannten Alle die Wichtigkeit der Aussage ihres Kapitäns. Schweigend legte man an; ein ekelhafter Geruch drang ihnen entgegen, ein schauerhafter Anblick bot sich ihren Blicken, als sie die Strickleiter erstiegen hatten. An den beiden Masten, den Rücken gegen das Meer gekehrt, hingen zwei Leichname. Die Stricke, durch die den Unglücklichen Beine, Hände und Bauch am Holze angeschnürt waren, hatten das Fleisch durchschnitten und waren blutig gefärbt. Erschüttert wandte Paul seinen Blick ab und stieg in die Kajüte hinunter. Auf dem Tische derselben lag ein großer Zettel des Inhalts:

„Heute 27. Juni 15 . . habe ich, John Erwy, das Lübecker Schiff Emilie genommen, die Equipage vernichtet oder unter meine Leute gesteckt, den Kapitän aber, Jakob Grünh, und den reichen Patron Habakuf Gumpelried zu Lübeck lebendig an die Masten binden lassen, weil sie mit den Waffen in der Hand ergriffen wurden, einen alten Herrn und zwei Weiber habe ich als gute Prise erklärt.

John Erwy.“

„Habakuf Gumpelried!“ murmelte Paul. „Herr des Himmels, warum liehest Du mich den Unglücklichen nicht früher finden! Heute ist der Dreißigste, also haben die Armen drei Tage gehangen, sind Hungers gestorben! Meine Jungen, steckt das Schiff in Brand und betet für die Unglücklichen,“ sagte er zu den Matrosen, die stumm vor Entsetzen standen.

Mit raschen Schlägen der Ruder entfernte sich nach kurzer Zeit die Schaluppe, langte bald bei der Fregatte an, deren Besatzung sie mit einem lauten „Hurrah!“ empfing und neugierig

der Erzählung ihrer Kameraden horchte. Mit Umsicht ordnete Paul die nöthigsten Vorsichtsmaßregeln an, stellte Wachen vor die Räume, in denen die gefangenen Engländer fest gekettet saßen, sorgte für die Verwundeten und ließ unter die Uebrigen Lebensmittel und Wein austheilen.

Der verwundete Greis war verbunden, aber lag an einem hitzigen Bundefieber darnieder; das verschleierte Weib, wahrscheinlich seine Tochter, wachte bei ihm in der Kajüte. Paul selbst, von trüben und wehmüthigen Gedanken erfüllt, nahm an der allgemeinen Fröhlichkeit keinen Antheil. In sich versunken, saß er in seiner Kajüte, als der eintretende Leutnant ihn in seinen Betrachtungen störte.

„Herr Kapitän, der Kerl, den sie so prächtig an die Wand gespießt hatten, heult und jammert. Er sei zwar ein Lübecker, sagt er, aber keine Gnade für ihn zu hoffen!“

„Nun eben, wenn er ein Lübecker ist, am allerwenigsten.“

„Ja freilich wohl, aber er sei von einem andern Schiffe auf das Kaperschiff vor drei Tagen geschleppt und mit Gewalt unter die Kaper gesteckt; auch habe er am Kampfe keinen Antheil genommen; indessen sollt Ihr sein persönlicher Feind sein.“

„Ich, Paul Benecke, dieses Menschen persönlicher Feind! Schafft ihn herauf, ich will ihn gleich verhören, aber säubert den Schurken vorher.“

Als der Verbrecher, den verbundenen Arm in einer Binde, die rothen Haare zur Seite des Gesichtes gestrichen, scheu den Blick zu Boden gesenkt, eingeführt wurde, als der Kapitän dann mit dem Licht in der Hand ihn aufmerksam betrachtete, schrie er plötzlich laut auf:

„Mensch! bist Du nicht der Better von Karoline Wichtelprecht in Lübeck?“

„Nein, Herr,“ entgegnete er trozig.

„Nicht? Du lügst, höllischer Schurke. Ich erkenne Dich wieder, Du bist's!“

„Nein, Herr!“

„Nun, wir wollen Dir die Zunge lösen! Bin-

det ihn an den Mast und gebt ihm vierzig mit dem Tauende!“

„Gnade, Herr, ich will Alles bekennen! Ich habe Euch betrogen, Euch schändlich hintergangen! Ich bin Daniel Propst, aber von Gumpelried ausgesperrt als Karoline Wichtelprecht's Better, Euch jene falsche Bestimmung zu überbringen.“

„Du lügst wieder, Knecht! Ich werde Dir helfen müssen!“

„Gewiß nicht, Herr! Gumpelried hatte entdeckt, daß Ihr Karoline liebtet, wieder geliebt würdet, aber er liebte sie auch. Er sprengte das Gerücht über sie aus, er überredete ihren Vater, zu horchen. Als Jener Euch verbinden wollte, schickte Gumpelried mich zu Euch; ich selbst mußte am Abend Karoline im Garten überfallen, ihr sagen, Ihr hättet sie im Spiele gegen mich verloren. Wir bedurften eines Briefes von Euch. Deshalb bat ich Euch, einige Zeilen an Karoline zu schreiben. Gumpelried ahmte Eure Züge nach und schrieb einen entehrenden, schändlichen Brief an sie in Eurem Namen. Deshalb verließ sie Euch und heirathete den Gumpelried.“

„Gerechter Gott!“ schrie Paul. „Karoline, Karoline, wie habe ich Dich verkannt!“

Plötzlich ertönte ein gellender Schrei aus der Kajüte nebenan, die dem Kranken und den Frauenzimmern eingeräumt war. Die Jose stürzte bleich zu Paul herein. „Hülfe, Herr, Hülfe! meine Gebieterin stirbt!“

In Paul's Armen, an Paul's Herzen kehrte Karoline Wichtelprecht zum Leben zurück.

Was soll ich noch hinzufügen.

Karoline hatte, da Daniel wie Paul sehr laut sprachen und nur durch eine dünne Breterwand von einander getrennt waren, Alles verstanden, auch ihr war jene höllische Vöberei plötzlich klar geworden. Eine gegenseitige Erklärung folgte leicht zu Beider Genugthuung.

Karoline war mit ihrem Vater und Gatten auf einer Reise nach Hamburg zu ihrer Tante begriffen. Ihr Schiff, vom Sturme auf's weite Meer geschleudert, hatte den Kapern zur Beute gedient. Da der alte Wichtelprecht für sich und seine Tochter hohes Lösegeld bot, so schonte sie

der Wütherich; Gumpelried ließ er auf die Bitzen des Daniel Propst an den Mast binden. Daniel hatte nämlich gemerkt, daß ihn Gumpelried nur als Diener mit nach Hamburg genommen habe, um sich dort seiner zu entledigen und durch seinen Tod den einzigen Zeugen seiner Schandthat aus dem Wege zu räumen. Aehnliche Furcht vor seinem Mitwisser erfüllte Daniel, und freudig ergriff er die Gelegenheit, Gumpelried unschädlich zu machen. Als der Kaper von Paul genommen wurde, hatte Daniel die Verwirrung sich zu Ruhe gemacht, war in die Kajüte der Frauenzimmer gebrochen, hatte den alten Wichtelrecht, der sich ihm entgegenstellte, durch einen Dolchstoß niedergeworfen und sich auf Karoline gestürzt, um an ihr seine Lust zu fühlen. — — —

Als die röthlichen Früchte der Bäume sich mit dem vergilbten Laube mischten, als des Weinstocks süße Traube thaubedeckt schimmerte, feierten Paul und Karoline ihr glänzendes Beilager in Lübeck.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin im Januar.

Schon in meiner Einleitungs-Correspondenz habe ich ausgesprochen, wie wenig die hiesigen Zeitungen im Stande sind, als der Maastab der berlinischen Intelligenz angesehen zu werden. Es wird mir leicht sein, diesen Ausspruch im Verlauf der Begebenheiten oft und auf das Schlagendste darzuthun, vorläufig möge es genügen hier anzuführen, daß die Preussische Allgemeine Zeitung vor kurzem ein Dankfassungsschreiben vom Domkapitel in Breslau erhalten, aus dem Grunde, weil dieselbe sich durchaus enthaltlos in Ansehung des heiligen Rockes in Trier benommen, und ihre Spalten weder für noch gegen Ronge geöffnet. Gewöhnlich pflegt man anzunehmen: wer nicht für mich ist, der ist gegen mich. Das Domkapitel zu Breslau aber nimmt umgekehrter Weise an, daß, wer

nicht gegen dasselbe sei, nothwendiger Weise für dasselbe sein müsse. Ich weiß nicht anzugeben in einem wie hohen Grade das Breslauer Domkapitel Recht oder Unrecht in dieser Annahme habe, so viel aber steht fest, daß es sich irren würde, wenn es diese Annahme auch auf die berlinische Stimmung im Allgemeinen ausdehnen zu können vermeinen möchte.

Die berlinische Stimmung, wie ich Gelegenheit hatte, sie in den verschiedensten Kreisen sich äußern zu hören, zeigt, auch von katholischer Seite, nur geringe Sympathie für die Anhänger der orthodoxen katholischen Kirche. Diese Letzteren wollen zwar versuchen durch ein Organ, das sie in Absicht haben sich gegenwärtig hier zu gründen, dem Anklage den die entgegengesetzte reformatorische Partei hier gefunden, hemmend in den Weg zu treten. Allein diese reformatorische Partei der katholischen Kirche hat sich dies Mal hier schnell und tüchtig gezeigt, und sich bereits in einer Monatschrift, an welcher Ronge und Ezerški mitzuarbeiten versprochen haben, manifestirt.

Diese Manifestation scheint mir ein viel besserer Beweis für die Theilnahme an der guten Sache zu sein, als die emphatischen Briefe und silbernen Becher, die man von so vielen Orten her an Ronge hat einbringen lassen. Berlin beweist hiermit wieder durch die That, wie sehr es beflissen ist den Indifferentismus von sich abzuthun, und wie sehr es darnach trachtet, sich an der Geschichte der heutigen Zeit zu bethätigen.

Da übrigens Ronge sowohl als Ezerški in kurzem hier erwartet werden, so steht zu vermuthen, daß diejenigen Katholiken, die sich dem Schneidemühl'schen Glaubensbekenntniß anzuschließen gedrungen fühlen, nicht unterlassen werden die Anwesenheit dieser beiden Reformatoren zu benutzen, um sich als eine für sich bestehende Gemeinde zu constituiren.

So sehr diese kirchlichen Angelegenheiten das Interesse von Berlin in Anspruch nehmen, so verhindern sie doch nicht dasselbe auch nach einer andern Seite hin einem Gegenstande zuzuwenden, der eine nicht minder lebhaftere Theilnahme zu erwecken vermocht hat. Es ist dies die Vorstellung der holsteinischen Stände an den König von Dänemark, worin dieselben gegen eine Einverleibung der deutschen Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg in die dänische Monarchie, welche in der Rothschilder Ständeversammlung in Vorschlag gebracht worden ist, auf das Bestimmteste und Feierlichste Protest einzulegen unternommen haben. Die Selbständigkeit ist bekanntlich diesen deutschen Herzogthümern urkundlich von den dänischen Königen, und auch von dem jetzt regierenden, zuerkannt worden. Dennoch scheint die dänische Propaganda ihren Antrag in der Rothschilder Stände-Versammlung nicht eben ganz ohne königliche Sympathie und Anregung zum Vorschein gebracht zu haben, um so weniger als allerdings durch das wahrscheinliche Aussterben des Manns-

stammes in der dänischen Königsfamilie sich eine Katastrophe gewärtigen läßt, die eine Trennung der deutschen Herzogthümer von der dänischen Monarchie in Aussicht stellt. Diese Aussicht scheint es hauptsächlich zu sein, welche die dänische Propaganda veranlaßt hat durch den vorbenannten Antrag einem Ereignisse vorzubeugen, das, wenn es eintreten sollte, sich leicht als ein fait accompli in der Geschichte der Zukunft darstellen möchte.

Man ist allgemein gespannt, was für eine Erwiderung der König von Dänemark der Vorstellung der holsteinischen Stände zu geben sich veranlaßt fühlen wird. Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß mir bei dem ganzen Handel ein Zwiegespräch einfällt, das Immermann in seinem Drama: Das Thal von Ronceval, zwei Lanzenknechte in der Nacht vor dem Zelte Karls des Großen halten läßt. Der Eine von diesen mahnt nämlich den Andern um vierzehn Groschen, die er ihm geliehen hat. Ach was, sagt der Angegangene, ich geb sie dir nicht. Warum nicht? fragt der Erste. Aus Rücksichten, Kerl! fährt der Andere fort. Verstehst du nichts von Rücksichten? Rücksichten, sagte der König gestern früh, verbieten mir, dem Mainzer das Wort zu halten. Ich kann eben so gut Rücksichten haben. — Bist du toll! schreit der Geprellte, ein Wort — Ist ein Wort, fährt der Zweite mit diplomatischer Spitzfindigkeit dazwischen, das heißt ein ungestümer Mahner, und die Rücksichten sind tüchtige Hofhunde, die beißen ihn fort.

Ich fürchte der König von Dänemark hat auch einige Hofhunde von Rücksichten, die den Mahner des holsteinischen Protestes wegzubeißen bemüht sind. Um so erfreulicher ist es dann aber, daß sich hier in Berlin eine Stimmung zu erkennen giebt, die lebhaft und kräftig der Vorstellung das Wort zu reden beginnt. Man sieht es als eine Nothwendigkeit an, daß die deutsche Politik das Schwert in die Wagschale des Rechtes lege, um zu verhindern, daß Bestandtheile des deutschen Staatskörpers von einer fremden Macht usurpirt werden.

Die Vossische Zeitung, die im Ganzen genommen leider in eben dem Grade unbedeutend geworden ist, als sie sich die Mühe gegeben eine Zeitlang bedeutend zu erscheinen, hat nach langem Zwischenraume in dieser Angelegenheit zum ersten Male wieder einen Artikel geliefert, der von einigem Werth ist. Sie sagt darin zu Anfang: „Es gilt jetzt wieder dieselbe erfreuliche Rationaleinheit, die in Preußen besonders lebhaft ist, zu zeigen, die schon im Jahre 1840 durch ihre moralische Kraft die deutsche Grenze jenseit des Rheins zu bewahren gewußt. Es gilt im Jahre 1845 eine ähnliche Bethätigung solcher moralischen Kraft; wir fordern sie laut heraus, die deutsche Grenze jenseit der Elbe zu schirmen.“

Man ist allgemein der Hoffnung, daß, im Fall die Erwiderung des Königs von Dänemark keine rechtsgemäße sei, die deutschen Kabinette einen Einspruch dawider erlassen werden. Wenigstens von dem preussischen glaubt man einen solchen mit ziemlicher Gewißheit voraussehen zu dürfen.

Diese beiden vorerörterten Punkte sind es hauptsächlich gewesen, die in den letztverfloffenen vier Wochen die Aufmerksamkeit Berlins gefesselt, und in den gesellschaftlichen Zirkeln zur lebhaften Besprechung gezogen wurden. Außerdem beschäftigte man sich in denselben viel mit Jenny Lind und dem französischen Marinemaler Gudin, welche beide in dieser Saison die Mignons der Gesellschaft sind. Die Erstere singt fortwährend mit großem Beifall, der sich bis zu einem feierlichen Ständchen gesteigert hat, das ihr neulich unter Leitung der berlinischen Gelegenheitshelden, der Hofrätthe Förster und Kopisch dargebracht worden. Der Andere scheint sich mit seiner jungen Frau, bekanntlich einer Nichte Wellington's, hier sehr wohl zu gefallen. Er arbeitet den Tag über in dem Atelier eines befreundeten Bildhauers, und besucht Abends die geselligen und künstlerischen Soireen. Eine Anekdote, die man sich von ihm erzählt, will ich hier mittheilen, weil sie in ihrer Späßhaftigkeit recht genau den Franzosen charakterisirt.

Als Gudin nämlich sich an einem Abend bei den Kunstliebenden Fräulein von Woldenburg befand, äußerte die Eine derselben den Wunsch, eine Handzeichnung von ihm für ihre Sammlung zu gewinnen, worauf Gudin sogleich bemerkte, daß, im Fall sie eine solche begehre, er augenblicklich damit zu Diensten stehen könne. Er ließ sich darauf Papier und Farbenstift kommen, womit er in kurzem eine sehr allerliebste Zeichnung entworfen hatte. Die Dame war natürlich sehr entzückt darüber und bedankte sich auf das herzlichste. Wie sehr aber war sie erstaunt, als sie wenige Tage darauf eine Quittung von vierzig Stück Friedrichsd'or erhielt, die Gudin für seine Zeichnung in Anspruch nahm!

Ein Deutscher hätte gewiß niemals den Muth gehabt eine solche Forderung nur zu denken. Er hätte die Freundlichkeit der Dame, und die Tasse Thee, die er bei ihr zu trinken die Ehre genossen, für ein hinreichendes Honorar betrachtet. Er wäre sicherlich eher vor Hunger gestorben, als daß er es unternommen das Zartgefühl zu verletzen. Sein deutsches Gemüth hätte ihn diese Forderung, wie einen Frevel an der Gastfreundschaft erscheinen lassen. Der Deutsche weiß sich in Geldangelegenheiten noch wenig zu benehmen; ich bin überzeugt: er hätte sich in dieser oder jener Weise dabei compromittirt. Der Franzose hingegen hat auch darin eine eigenthümliche Grazie. Die Art, wie sich Gudin in dieser Anekdote benimmt, hat durchaus nichts Verletzendes oder Abstruses; im Gegentheil, man findet sie ganz in der Ordnung.

An Neuigkeiten ist Berlin sehr arm, die einzige, die ich noch zu erzählen wüßte, ist die, daß es heißt: Schönlein solle geabelt werden. Auch das Theater hat in diesem Jahre noch nichts Neues auf das Repertoire gebracht, sondern sich fortwährend mit alten

Sachen beholfen. Tieck's „Blaubart“ ist das Nächste, was zu erwarten steht. Ich hoffe in meinem nächsten Berichte mehr davon sagen zu können.

Theodor Wehl.

Feuilleton.

Die stehenden Heere und die Vaterlandsliebe. Wenn ein Volk, um immer schlagfertig zu sein, bis zu dem Grade mit Abgaben beschwert wird, daß sich Tausende und selbst Hunderttausende nur unter Sorgen und Kummer ernähren können, so muß sich die Liebe zum Vaterlande fast auf Null vermindern. Und so steht es in den meisten europäischen Staaten. Die zahlreichen Heere fressen fast überall die eine Hälfte der Staatseinnahmen, wovon die Folge ist, daß die andere Hälfte nirgends zulangen will, die Zinsen der Staatsschulden, die laufenden Ausgaben, den Glanz des Hofes und seine Reisen zu decken. Neue Anleihen und neuer Abgabendruck sind die Folgen davon, bis endlich die Noth zur Reform zwingen wird. Die Regierung, welche ihr stehendes Heer zuerst um die Hälfte vermindert, wird auch gleich um die Hälfte moralisch stärker werden; denn bei einer Aufforderung ans Volk, nöthigenfalls in Masse aufzutreten, kann sie, weil sie durch verminderte Lasten dessen Liebe zum Vaterlande erhöhte, auf die größte Bereitwilligkeit rechnen. 2.

Für deutsche Auswanderer sind neuerdings auch die unteren Donauländer in Vorschlag gebracht worden, und die Schilderung, die uns der französische Reisende G. Robert von der Fruchtbarkeit dieser Gegenden macht, ist allerdings sehr lockend: „Undurchdringliche Wälder — sagt er in seiner Schrift über die Slawen der Türkei — entziehen oft die Ströme Serbiens dem Blicke; riesige Ruß- und Kastanienbäume, Pflaumenbäume mit wilden Reben umflochten, geben alljährlich ihren reichen Fruchtsegen den Raben preis. Firsche und Vögel, welche hier vor dem Schakal oder Geier fliehen, bleiben ruhig, wenn der Mensch sich naht. Die Savannen und Wälder Amerika's können kein vollständigeres Bild einer Wildniß geben. Die schönen Donauinseln, welche Oesterreich an der serbi-

schen Gränze besitzet, stehen mehrentheils öde, ungeachtet der lockenden Vegetation und der Vortheile, welche ihre Lage für den Handel gewährt. Nur Büffel schwimmen heerdenweis hinüber, um sich in dem hohen Grase zu lagern. Nichts aber kommt dem Morawathale gleich, das auf einer Strecke von mehr als 60 französischen Meilen ein wahres Paradies ist.“ — Vielleicht gelingt es dem D. List, dort ein Asyl für Auswanderer auszumachen.

Die Sucht nach Orden und Medaillen grassirt furchtbar unter der Menschen schwachen Geschlechter, wie ist da zu helfen? Wir erinnern zuvörderst daran, daß es in Deutschland eine Zeitlang verboten war, den Orden der Ehrenlegion zu tragen, während das eiserne Kreuz das höchste Ziel alles Strebens war, und glauben dadurch dargethan zu haben, daß man einen Orden haben kann, wenn ihn auch niemand sieht, und daß das Metall nichts am Werthe des Ordens ändert. Sind wir darüber einig, so können alle Ordensfreunde, aber Nichtbesitzer sich beruhigen, sie tragen schon einen Orden in sich, denn nach Barruel's Untersuchung findet sich im menschlichen Blute Eisen zu einer Medaille von 40 Franken Werth.

Hunde als Predigttext. Der Jesuit Maimbourg lieferte in seiner Predigt vom guten Hirten die Biographie von allerlei Arten von Hunden mit folgenden Ruhanwendungen. 1) Die englischen Doggen sind die Jansenisten, als wahre Bullenbeißer; 2) die Schäfer- und Fleischerhunde, nur auf ihrem Miste gut, sind die Landpfarrer; 3) die Schooßhündchen sind die Abbé's, sie haben eine Löwenmiene und machen viel Lärm, betrachtet man sie aber näher, so verachtet man sie; endlich 4) die eigentlich guten Hunde sind die Jesuiten. Sie beißen und bellen immer zur rechten Zeit. Ob der „eigentlich gute Hund“ jetzt auch noch so reden würde? 24.

Druck von Carl Hamming
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.